

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3.

— Er scheint allmonatlich. —

1919.



Der schwarze Hans.

Erzählung von Wolfgang Kemter.

Kein Mensch hätte die beiden Buben des Holzerbauern von Kirchtal für Brüder gehalten, denn ein größerer Gegensatz, innerlich sowohl wie äußerlich, ließ sich schwer denken.

Sepp war ein blonder Riese, gutmütig und offenerzig, stets dienstbereit und weniger auf den eigenen Vorteil bedacht, als vielmehr darauf, seinem Nächsten eine Gefälligkeit tun zu können. Hans, von kleiner, schwächlicher aber sehniger Gestalt, dunkelhaarig mit unstemem Blick, in dem ein flackerndes, irrendes Licht brannte, war verschlagen, schlau und durchtrieben und wußte stets und überall auf Kosten anderer sein Bestes zu erreichen. Im Dorfe wurde er wegen der Farbe seines Haares und der dunklen Haut des Gesichtes kurz der schwarze Hans genannt. Während sein Bruder keinen Feind in Kirchtal hatte, besaß Hans keinen Freund. Er verkehrte wohl mit den Dorfburschen, verübte Streiche mit ihnen, aber keiner traute ihm so recht.

Da Kirchtal in der Nähe der Grenze lag, war im Dorfe besonders unter der Jungmannschaft ein lebhafter Schmuggel im Gang. Dabei nun überließ man sich gerne der Leitung des schwarzen Hans, denn keiner kannte so wie er alle Schleich- und heimlichen Wege, die mannigfachen Schlupfwinkel und es war noch nicht vorgekommen, daß ein Zug unter Hansens Führung von den Grenzwächtern erwischt wurde. Den schlichten Dörflern war der Bursche fast ein wenig unheimlich, es schien, als sei er mit dem Bösen im Bunde. So glückte ihm alles, was er angriff.

Sepp war kein begeisterter Schmuggler und nur um den spöttischen Reden seiner Kameraden und vor allem seines Bruders zu entgehen und zu zeigen, daß es ihm an Mut nicht fehle, nahm er dann und wann an einem Nachtgang über die Grenze teil.

Tragen konnte er für drei, aber sonst ging er die Sache möglichst ungeschickt an, so daß ihn sein Bruder schon mehr als einmal im letzten Augenblicke vor dem Erwischtwerden retten mußte. Die Zollwächter waren scharf geworden, denn die Kirchtaler trieben es arg und wurden, da sie rein gefeilt schienen, auch noch übermütig. Spöttische, die Grenzer höhrende Gefänge gingen von Mund zu Mund und wurden bald öffentlich in allen Wirtschaften gesungen.

Das alles aber änderte sich mit dem Augenblicke, da der schwarze Hans zum Militär einrücken mußte. Von diesem Tage an schien es mit dem Glück der Schmuggler aus zu sein, denn kurz darauf wurde eine ganze Bande erwischt, als sie gerade mit gefüllten Säcken die Grenze passieren wollten. Neben dem Verluste der Konterbande hatten die Schmuggler, alles Burschen aus Kirchtal, und zwar aus den besten Häusern, ganz beträchtliche Geld- und Freiheitsstrafen zu tragen und dieser Umstand verstärkte allenthalben die fast abergläubische Meinung, die man vom schwarzen Hans hegte. In den zwei Jahren, in denen er diente, wurde daher nicht mehr viel geschwärzt, die eine Lektion hatte nachhaltend gewirkt.

Nun aber war der Hans wieder im Land und schon waren unter seiner Führung einige neuezüge tabellos geglückt. Die Grenzbeamten waren teils durch die Ruhe der letzten Jahre in Sicherheit gewiegt, teils aber hatten die Kirchtalerbuben mit Hans in ihrer Mitte wieder neuen Mut gefaßt.

Sepp ging nun nicht mehr oft mit, denn er hatte Besseres zu tun. Seit dem letzten Fasching nämlich ging er zur Annemarie, der schmunzenden Tochter des Mellnerbauern zur Stubet. Sepps Glück war in aller Munde, denn er hatte, wie man allgemein wußte, Gnade gefunden vor den Augen der schönen Annemarie und war auch von deren Eltern, besonders vom

Mellnerbauern freundlichst aufgenommen worden und der war der reichste Mann im Kreis.

Kurz nachdem Hans wieder angerückt war, nahm ihn sein Bruder eines Abends mit, um ihn seiner Zukünftigen vorzustellen.

Wie staunte Hans, als er Annemarie wieder sah. Wie hatte sich dieses vordem so unscheinbare Pflänzlein in der kurzen Zeit von nur zwei Jahren zur prächtigen Knospe entfaltet.

Im Laufe dieses Abends, als Hans das Glück seines Bruders sah, regte sich alsbald in dem hinterlistigen und mißgünstigen Burschen der helle Reib. Er gönnte Sepp dieses Mädchens nicht und am allerwenigsten das Geld ihres Vaters.

Während er scherzte und tolle Stüchchen aus der Militärzeit erzählte, hatte er schon den herzlosen Entschluß gefaßt, Sepp bei seiner Liebsten auszustechen. Daß es ihm schwer würde, den täppischen Riesen, den Bären, wie er ihn nannte, aus Annemariens Herzen zu verdrängen, fürchtete er nicht, denn er kannte sich mit den Mädchen aus und seinen Schmeicheleien und schönen Redensarten, von denen der einfache Sepp nichts wußte, war noch jede erlegen. Warum nicht der Goldfisch vom Mellnerhof.

Von Stunde an begann der schwarze Hans sein gewagtes und verräterisches Spiel. Er umschmeichelte das Mädchen, versuchte sich ins beste Licht zu stellen und seinen Bruder bei jeder Gelegenheit in zwar scherzhafter, aber auffallender Weise lächerlich zu machen. Trotzdem hatte er nicht den gewünschten Erfolg, denn Annemarie war fester, als er glaubte, und, wie es schien, in den Bären sogar verliebt.

Hans kam zum Nachdenken. Ein böses Lächeln huschte plötzlich um seine Lippen. Das einzige Mittel war, Sepp auf einige Zeit zu entfernen, ihn unschädlich zu machen. Das ging am besten, wenn er den unbeholfenen Bären beim nächsten Schmuggelgang insgeheim den Grenzern in die Hände spielte. Dann würde er für längere Zeit verjagt sein, vielleicht gar — wenn er auf die Anrufe nicht still hielt, durften die Grenzer schießen und so eine zufällige Kugel fand oft ihren Weg. Das wäre die radikalste Lösung und das Lächeln des grundverbordenen Burschen wurde ein wahrhaft teuflisches. Keiner der schlichten Dörfler ahnte hinter den unstemten Blicken des schwarzen Hans den tiefen Abgrund verwerflicher Leidenschaften und schlechtester Gesinnung. War er auch nicht beliebt, hätte doch niemand den Schurken in ihm vermutet.

Gelegenheit, seinen Plan auszuführen, gab es nur zu bald. Der verliebte Sepp brauchte jetzt viel Geld, um seiner Angebeteten dies und das, woran ein junges Mädchen Freude hat, zu schenken und am schnellsten war das Geld beim Schmuggeln verdient.

So wurde am Sonntag für die Dienstagnacht unter den Eingeweihten wieder ein größerer Zug verabredet, da die Burschen gerade auch verschiedene gute Abnehmer für einen größeren Posten billiger Waren wußten. Darauf nun baute der schwarze Hans seinen Plan. An diesem Abend wollte er ein plötzliches Unwohlsein vorschüßend nicht mitgehen und noch am Sonntagabend gab er eine mit verstellter Schrift geschriebene anonyme Karte an die Grenzbeamten auf, in der diese darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie am 12. in der Nacht beim großen Weißfelsen im Rechenwald einen guten Fang machen könnten. Dort war nämlich einer der verschwiegensten Schleichwege der Kirchtaler, den die Grenzer noch nicht entdeckt hatten.

Am Montag aber, so rechnete der schwarze Hans, war es im Rechenwalde noch sicher und diese Nacht wollte er zu einem Schmuggelgang benötigen, denn auch er brauchte Geld, da es bald galt, mit allen denkbaren Mitteln den Sturm auf Annemariens Herz zu wagen.

Nach Feierabend verließ er unter dem Vorwand, einen Kollegen aus der Militärzeit im Nachbarort zu besuchen, das Vaterhaus, Sepp aber ging nach Dunkelwerden zum Mellnerhof zur Stubet, da er am kommenden Abend hierzu keine Zeit finden würde.

Es war eine Vollmondnacht, doch nicht sehr hell, da leichtes Gewölk am Himmel zog und den Mond wie mit einem durchsichtigen Schleier bedeckte. Kurz nach neun Uhr wurde es für kurze Zeit im Rechenwalde lebendig in der Nähe des Weißfelsens, wie der Volksmund den mächtigen Kalkfelsens nannte. Es rauschte in den Büschen, dürre Zweige knackten und halblaut geflüsterte Rufe wurden hörbar. Aus dem Unterholz des Waldes bligte es ein- zweimal hell auf und dann wurde es wieder still. Gerade als ob nächtlicher Spuk hier sein Wesen getrieben hätte. Eine Stunde mochte vergangen sein, da wurden leise vorsichtige Schritte hörbar, die sich dem Weißfelsens näherten. Im gleichen Augenblicke erscholl im Forste der heisere Ruf einer Eule und der schwarze Hans, denn er war der nächtliche Wanderer, der mit einem schweren Rucksack eben um den Weißfelsens in die gegen Kirchtal führende mit Wald bewachsene Berggrunde bog, zuckte unwillkürlich bei dem Rufe des unheimlichen Nachtvogels zusammen.

Ein zweitesmal, diesmal ganz in der Nähe ertönte der Schrei der Eule; nun aber wich Hans mit einem lästerlichen Fluche mehrere Schritte zurück, denn sein scharfes Ohr hatte jetzt erkannt, daß keine wirkliche Eule diesen Ruf ausgestoßen. Schon aber bligten Gewehrläufe auf und zu beiden Seiten des Steiges sprangen ein halbes Duzend Grenzwächter aus dem Dickicht.

„Halt! Im Namen des Gesetzes!“

Der schwarze Hans verlor die Fassung nicht; während die Beamten vom Gestrüppe loszukommen suchten, hatte er seinen Stutzen, den er stets bei sich trug, an die Wangen gerissen. Donnernd trachte der Schuß in die Nachtstille hinein und der nächststehende Grenzer sank mit einem dumpfen Aufschrei zurück. Bevor Hans den zweiten Schuß aus seiner Doppelflinte abgeben konnte, trachten drei, vier Schüsse zu gleicher Zeit und eine der Kugeln traf ihr Ziel. Der Schmuggler taumelte, drehte sich im Kreise und fiel schwer auf den schmalen Weg. In kaum fünf Minuten hatte sich dieses blutige Drama im Schweißen der Bergnacht abgepielt. Die Grenzbeamten sorgten sich zuerst um ihren verwundeten Kameraden, dann erst wendeten sie sich dem Schmuggler zu, in dem sie zu ihrem Staunen den schwarzen Hans erkannten. Er war tot. Die Kugel war in den Hals gedrungen und hatte die Schlagader durchbohrt.

Auf rasch zusammengezimmerten Bahren wurde der Schwerverletzte und der tote ins Dorf hinabgetragen.

Hoch gingen die Wogen der Erregung in Kirchtal, dem kleinen Bergdörfchen, ob dieses noch nie dagewesenen Ereignisses, und nur der Umstand, daß der schwarze Hans keine Sympathien genoss, zuerst geschossen und einen der Beamten niedergestreckt hatte, verhinderte einen folgenschweren Konflikt zwischen den Grenzern und den Dorfbewohnern.

Wald sprach es sich herum, daß den Zöllnern von irgend einer unbekanntem Seite der Schleichweg im Rechenwald verraten worden sei. Man sann und stellte Vermutungen an, kam aber der Wahrheit nicht nahe, denn niemand konnte ahnen, daß der schwarze Hans die Falle, in die er gegangen war, selbst und zwar für seinen Bruder gestellt hatte. Er irrte sich im Datum, der Montag und nicht der Dienstag war der zwölfte und als die Grenzer am Montagfrüh die Karte erhielten, folgten sie in dieser Nacht der gegebenen Weisung.

„Es ist möglich, daß wir genarrt werden“ meinte der Kommandant der Abteilung, „oft wurden aber solche anonyme Anzeigen von Rachedurst, Eiferfucht und dergleichen Gefühlen diktiert“.

Sie gingen und erwischten unbewußt im schwarzen Hans den Schmugglerkönig von Kirchtal, der sorglos in die Grube ging, die sein verräterisches Herz seinem eigenen Bruder zu graben vermeinte. Ein halbes Jahr später war auf dem Wellnerhof Hochzeit. Sepp führte die schmude Annemarie auf dem Holzerhof heim.

Der Wald im Volksleben und Volksglauben der Vorzeit und Gegenwart.

Von Rudolf Ries.

I. Der Zauber des altgermanischen Waldes.

Seit jener grauen Vorzeit, in der die mächtigen Baumtröden der Urwaldriesen über den Häuptern der alten Germanen rauschten und tiefdunkle, schaurige Wälder den weitaus größten Teil des Landes bedeckten, hat sich im deutschen Volke die Vorliebe und Verehrung für den Wald bis in unsere Zeit erhalten. Nicht ohne Ursache! Denn wenn in unseren Tagen die Wissenschaft auf Grund mühsamer Forschungen und eines reichen Tat-

sachenmaterials zu der Überzeugung kommt, daß der Wald für die Witterungs-, Boden- und Kulturverhältnisse einer Landschaft von allergrößter Bedeutung ist, daß größere Landstrecken ohne Wald vollständig veröden, so lebte diese Einsicht schon seit langer Zeit als Vorahnung in der Volksseele des germanischen Stammes.

Wir schätzen den Wald wegen seiner Schönheit, als Schmuck der Landschaft und als Stätte der Erholung und des Naturgenusses, sowie auch wegen seines materiellen Nutzens und seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung; im Volksleben unserer Altvordern hatte er eine viel bedeutendere Aufgabe, er gehörte zu den Lebensbedingungen des Volkes.

Der Wald bildete den größten Reichtum Germaniens und bot den Bewohnern des Landes mannigfachen Schutz und Unterhalt. Nicht nur das für die lange, kalte Winterzeit unentbehrliche Brennmaterial lieferte er, sondern bot in seiner vielfältigen, abwechslungsreichen Vegetation die reichste Auswahl an Werkhölzern aller Art, die in einer eisen- und überhaupt metallarmen Zeit doppelt wichtig und willkommen war. Im undurchdringlichen Dickicht des Waldes fand der Germane auf seinen Jagdzügen Schutz vor den verherenden Wettern eines rauhen Landes und in Zeiten des Kampfes Unterschlupf vor seinen Feinden.

Die „Edern“ der Waldbäume, als welche man nicht nur die Eichen und Bucheln, sondern überhaupt alle zur Mast nutzbaren Waldfrüchte, auch die Kastanien und Holzapfel, bezeichnete, boten ein vorzügliches Futter für das häufigste Haustier, das Schwein; nicht selten aber, besonders in Zeiten des Mißwachses und der Teuerung wurden diese Früchte neben den Beeren der Wälder auch als nicht zu verachtende Speise für die Menschen angesehen. Die Jagd in den dichten Wäldern brachte eine hochwillkommene Bereicherung seiner Tafel und bot Gelegenheit, den Körper zu stärken, Mut, Entschlossenheit und Kampfbegier wachzurufen und zu erhalten. Ein Stück gerodetes Waldland mit einem Kranz von Bäumen, Hecken und Gesträuch umgeben wurde vielfach die Stätte seiner Siedelung, wovon noch heute die mannigfaltigen Orts- und Flurnamen aus alter Zeit Zeugnis geben. Im Schutz des Waldes, unter mächtigen Bäumen, errichtete er seine Wohnstätte, und in heiligen Hainen verehrte er seine Götter.

Kein Wunder, daß unsere Vorfahren mit solch großer Verehrung an ihren Wäldern hingen und Wald- und Baumfrevler, besonders den an den geheiligten Bäumen verübten, mit den schwersten und grausamsten Strafen ahndeten, wobei allerdings schon das religiöse Moment, der Kultus, mitspricht.

Wie alle Naturvölker, auf einer gewissen Stufe ihrer geistigen Entwicklung angelangt, sich mit den auch schon ihnen entgegnetretenden Welträtseln abzufinden haben, so auch der Germane. Das Heulen der schaurigen Stürme, der herabfahrende Blitz und der rollende Donner, das Keimen und Sprossen, Wachsen und Reifen der Saat, der Auf- und Niedergang der Sonne, der Wechsel der Jahreszeiten mit seinen Begleiterscheinungen in der Natur, Leben und Sterben und vieles mehr: Das waren alles Fragen und Rätsel, die ihrer Beantwortung und Lösung harreten, und der Germane löste sie, wie eben der Naturmensch diese Fragen löst. Er bevölkerte Himmel und Erde mit einem Heer von Gottheiten, guten und bösen Geistern, und wo irgend eine Naturkraft waltet, die ihm rätselhaft und unerklärlich ist, da wird sie zu einem persönlichen, göttlichen Wesen, das die rätselhaften Erscheinungen und Naturvorgänge veranlaßt. Vieles von seinem Götterhimmel, seiner Naturverehrung und Naturbeseelung hat der Germane als altes Erbgut aus seiner ursprünglichen Heimat, den Ländern östlich vom baltischen Meere mit nach Deutschland gebracht; das beweisen die übereinstimmenden und ähnlichen Sagen der germanischen und nordischen Mythologie. Aber auch manche Neubildung ist wohl auf unserem heimischen Boden entstanden, und besonders die Naturbeseelung geht in der germanischen Mythologie eigene Wege und schafft hochpoetische Gestalten, die uns noch heute vermöge ihres dichterischen Reizes erfreuen und begeistern. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, denn nicht nur in der Seele des individuellen Dichters, auch im Gemütsleben des Volkes lebt und wirkt ein Hauch der göttlichen Schöpferkraft, die alles, was in ihre Machtsphäre gelangt, zu beleben und zu gestalten weiß; davon zeugen unsere Volksmärchen und Sagen, unsere Volkslieder, Reimsprüche und Sprichwörter.

In einem waldbreichen Lande, wie es das alte Germanien war, mußte sich auf den Grundlagen ihres mythologischen Sagenschatzes, den die Germanen bei ihrer Einwanderung mitbrachten, der Wald- und Baumkult zu besonderer Blüte entfalten, und dies war auch tatsächlich der Fall; ja, die Fäden der altgermanischen Religion sind so vielfältig mit dem Wald

verschlungen, daß man mit Fug und Recht sagen darf, sie war eine Waldreligion. Man verehrte in „Heiligen Hainen“ und unter „Heiligen Bäumen“ nicht nur die großen Gottheiten, sondern glaubte den Wald überhaupt mit den verschiedenartigsten geisthaften Wesen belebt.

Die heiligen Haine waren meist kleinere eingehetzte Waldbezirke, die gewöhnlich auf einer Bergeshöh lagen und mit uralten Bäumen bestanden waren. Inmitten des eingehetzten Bezirks stand, aus ungefügten Steinen errichtet, ein Altar mit dem mächtigen Kessel für Opferfleisch; an den Bäumen ringsumher hingen die Köpfe von Opfertieren, Trinkhörner und Weihgeschenke, Bilder von Tieren und andere religiöse Wahrzeichen, von denen die letzteren auch mit in den Krieg genommen wurden. Jede Stätte frommer Verehrung war gewöhnlich einer (bestimmten) Gottheit geweiht, die nach der Volksmeinung ihre Nähe bald durch feierliche Stille, bald durch geheimnisvolles Rauschen der Baumkronen kundtat. In diesen geheiligten Hainen versammelte sich das Volk zu wichtigen Beratungen, hier beschloß es über Kriegszüge und andere gemeinsame Unternehmungen, hier hielt es Gericht über die Übertreter der Volksgesetze und schlichtete Streitigkeiten zwischen Volksgenossen, hier feierte es seine Feste und brachte seine Opfer dar.

Neben den heiligen Hainen, den gottgeweihten Wäldern, hatte der Germane noch seine heiligen Bäume, meist vereinzelt stehende altehrwürdige Eichen, Linden, Buchen oder Tannen, die ebenfalls einer bestimmten Gottheit geweiht waren und große Verehrung genossen. Wenn es sich bei den heiligen Bäumen auch oftmals nur um Familienheiligtümer (Kult- und Opferstätten) handelte, so standen sie nicht nur bei der betr. Familie, sondern auch bei den übrigen Volksgenossen in hohem Ansehen, und ein Frevel an ihnen wurde wie an den heiligen Hainen von der ganzen Sippe oder dem Stamm mit den schwersten Strafen geahndet. Nach dem Glauben des Volkes war der Baum die Wohnstätte der Gottheit, und wer den Baum verlegte, der beleidigte und erzürnte die Gottheit und brachte Elend über das ganze Volk.

Wo solche Orte heiliger Verehrung in unserer engeren Heimat gewesen sind, wissen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben, denn die nachfolgende Zeit hat mit rauher Hand zu verwischen gesucht, was nur irgendwie an die heidnische Vorzeit erinnerte. Immerhin darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß eine Anzahl Orte, an denen in den folgenden Jahrhunderten die Volksgerichte tagten, solche altgermanischen Kultstätten gewesen sind. Der Reckenfort bei Staffel, wo das hohe Gericht der Grafschaft Diez bis ins 16. Jahrhundert hinein abgehalten wurde, hieß früher „der heilige Hain“ und ist wohl sicher in grauer Vorzeit eine germanische Kultstätte gewesen. Außerdem darf man im Westerwald vielleicht noch den Malberg bei Dyingen, den Blasiusberg bei Frickhofen, das Heidenhäuschen bei Steinbach, den Ort des alten Stuhlgerichts bei Sed, den Saalberg bei Salzburg und den Ruchesloh bei Hörbach als altgermanische Kultstätten oder heilige Haine der Vorzeit betrachten.

Die Orts- und Flurnamen, die uns in anderen Fällen manchen Anhalt und Hinweis geben, versagen in diesem Falle. Zwar gibt es bei den nassauischen Flurnamen eine größere Anzahl, die in Verbindung mit heilig oder helg gebraucht werden, aber sie dürften wohl hier kaum in Betracht kommen. Ein „Helgen-“ oder „Heiliger Wald“ findet sich in den Gemarkungen der Orte Altenkirchen bei Weilburg, Arnolds-hain, Aulenhäusen, Vernbach, Widen, Camberg, Erbach, Kettenschwalbach, Steinfischbach, Wodenhausen und Walltrabenstein; eine „Heiligenhed“ gibt es bei Pylershausen, eine andere bei Sed, eine „Hilgenhed“ bei Altstadt und eine Hilgeshed bei Nieberelbert; von anderen Flurnamen dürften hier wohl noch genannt werden der Distrikt „Helgenbaum“ bei Lorsbach, „Heidchesbaum“ bei Bredenheim, „Göhenbaum“ bei Görzroth, „Helgenbäumchen“ bei Emmerichshain (im Volksmund Hexenbäumchen genannt). Bei den erwähnten Namen handelt es sich aber meistens um Besitzungen, die einem Kloster oder einer Kirche gehörten, oder um solche, wo Heiligenbilder, Heiligenhäuschen oder Heiligenstöde eine Aufstellung gefunden haben. Daß an einigen der Orte, wo man christliche Verehrungszeichen errichtete, sich vielleicht vorher altdeutsche Kultstätten befunden haben, ist nicht unwahrscheinlich, da man bei der Befehung unserer Vorfahren die christlichen Wahrzeichen mit Vorliebe an solchen altehrwürdigen Orten einrichtete, die dem Volke schon an und für sich lieb und wert waren.

Eine andere Gruppe von Flurnamen wie „Donnershain“ in der Gemarkung Allendorf bei Haiger, „Donnerswäldchen“ in der Gemarkung Mittelhattert, „Donnerschlag“ in der Gemarkung Eddersheim und „Donnerswies“ in der Gemarkung

Walltrabenstein würden vielleicht eher Beachtung für die Feststellung altgermanischer Kultstätten verdienen, wenn sich die ältesten Namensformen nachweisen ließen.

Geben so auch die Orts- und Flurnamen keine sichere Auskunft über die Kultstätten der Vorzeit und damit über den Umfang und die Eigentümlichkeiten des altdeutschen Götterdienstes in unserer Heimat, so rümt doch noch eine andere Quelle, die trotz ihres langen Laufes noch nicht gänzlich versiegt ist, das ist der durch unzählige Generationen dahinflutende Volksglaube, der noch zahlreiche religiöse Vorstellungen unserer Vorfahren, die sich an unsere Wälder knüpfen, bewahrt. Nicht ganz freiwillig hat unser Volk seine alteingewurzelte Naturreligion abgelegt; ein langer, zäher Kampf ist es gewesen, durch welchen der Glaube an die in hlg. Hainen wohnenden Gottheiten zurückgedrängt wurde; weder Güte noch Gewalt, weder die in Aussicht gestellten kirchlichen Gnadenmittel noch die gesetzlichen Verordnungen vermochten den bodenständigen Götterglauben auszurotten, — erst die Todesstrafe, die Karl der Große dem androhte, der noch ferner die Teufel und Dämonen in Hainen anbetet, ließen in jäh verstummen.“ Aber ausgestorben war damit der Götterglauben noch nicht; ein wunderbarer Umwandlungsprozeß begann in der Seele des Volkes; durfte es seine alten Götter nicht mehr frei und öffentlich verehren, nun so lieb es den Gestalten des neuen Glaubens die Attribute seiner alten Vorfahren. So sind manche Bestandteile der Wotanmythe außer auf Christus und Petrus auf St. Martin und den Erzengel Michael übergegangen. Auch St. Nicolaus und Knecht Ruprecht haben ihre lebenswürdigen Seiten hauptsächlich dem Alten im Bart entliehen. Häufiger noch sind die Beziehungen, die im Volksglauben zwischen der altgermanischen Himmelsgöttin Frigg oder Holda und der Jungfrau Maria, zwischen dem titanenhaften Donnar und der Kraftgestalt des Apostels Petrus geschaffen wurden.

(Schluß folgt.)

Die ländliche Wasserversorgung.

Die Beschaffung eines reinen und gesundheitslich unverdächtigsten Wassers ist eine von der Gesundheitspflege dringend gebotene Pflicht. Auf zweierlei ist hierbei zu achten, daß die Menge des gelieferten Wassers dem Bedarf entspricht, und daß das Wasser frei von schädlichen Stoffen ist. Das Gesundheitsbüchlein des Kaiserlichen Gesundheitsamtes rechnet auf jeden Einwohner einen täglichen Verbrauch von 150 Liter und nennt erst dann die Versorgung mit Trink-, Wasch- und Wirtschaftswasser für die Haushaltung sowie des zur Straßenreinigung, zur Unterhaltung öffentlicher Springbrunnen, Gartenanlagen und dergl. benötigte Wassers eine reichliche, wenn diese Wassermenge zur Verfügung steht. Auf dem Lande wird diese Menge wohl nicht gerade nötig sein, da hier für allgemeine Zwecke weniger Wasser verbraucht wird, dafür muß für die Viehhaltung wieder eine nicht zu kleine Menge hinzugerechnet werden. Wo Wassermangel herrscht, da stellen sich gesundheitsliche Nachteile aller Art ein: die Reinlichkeit leidet, oder es wird gesundheitschädliches Wasser zum Trinken und Kochen verwandt. Epidemien aller Art sind dann immer wieder die Folgen dieser mangelhaften Wasserversorgung.

Ein gutes Trinkwasser muß rein sein, geschmack-, geruch- und farblos, frei von schädlichen Bestandteilen. Wasser aus stehenden Gewässern muß zurückgewiesen werden, da es meistens große Mengen organischer Substanzen enthält. Auch die Trinkwasserversorgung aus kleinen Bächen ist nicht einwandfrei. Wenn auch für gewöhnlich dieses Wasser frei ist von schädlichen Stoffen, so ist doch stets die Gefahr vorhanden, daß das Wasser auf seinem Lauf verunreinigt wird.

In früheren Jahren war des „Dorfes steingefasste Quelle“ der gebräuchlichste Wasserversorger. Dort holte das ganze Dorf das nötige Trinkwasser. Nicht selten war der Brunnen mit Bäumen umpflanzt, Bänke luden zum Sitzen ein. Es war dort ein Plätzchen geschaffen, das schon Dichter zur poetischen Betätigung gezwungen hat. Leider war aber das Wasser nicht immer sauber; denn die Abwässer des Dorfes drangen durch den durchlässigen, im Lauf der Jahrhunderte verfeuchten Boden und verunreinigten die Quelle. Noch heute gibt es entlegene Ortschaften, in denen dieser Brunnen, der Pöy des Westerwaldes, zu finden ist. Gebeffert wurde an der Qualität des Wassers weder durch den aufgesetzten Hahnel, mit dessen Hilfe man das Wasser heraufbefördert, noch durch die eingestellte Pumpe.

Im Laufe der Jahre verbesserte sich die Wasserversorgung insofern, als manches Dorf Laufbrunnen anlegte. Gewöhnlich war dieses Wasser gut; denn es wurde aus entfernten, gut-gefäßen Quellen in Röhren ins Dorf geführt und lief dort ununterbrochen aus Brunnenstöden. Diese Wasserversorgung hatte nur

den Nachteil, daß das Wasserholen viel Zeit in Anspruch nahm, besonders in trockenen Sommern, wenn die Wassermenge geringer wurde. Duzende von Personen standen dann wohl immer bereit, um das vielbegehrte Naß aufzufangen. Bis tief in die Nacht hinein dauerte der Betrieb, und schon, wenn kaum der neue Tag graute, klapperten wieder die Eimer am Laufbrunnen. Was das für den am Tage zu schwerer Arbeit gezwungenen Landmann zu bedeuten hatte, davon kann nur der ein Lied singen, der selbst an dieser Art Wasserholen teil hat nehmen lassen.

In unserer Zeit hat man die Wasserversorgung durch Anlage von Hochdruckwasserleitungen geregelt. Die Zahl der Dörfer, selbst in den ärmsten Gegenden unseres Bezirkes, die sich einer solchen Einrichtung zu erfreuen haben, ist so groß, daß man die Ortschaften ohne Wasserleitung fast als Ausnahmen bezeichnen muß. Nachdem die Wasserversorgung auf dem Lande sich in dieser Weise so günstig entwickelt hat, könnte man zu dem Schlusse kommen, daß nun alles gut und ideal sei. Ist dem also?

Wer in der Sommerzeit, wenn der Himmel einige Wochen verschlossen geblieben war, den provinziellen Teil der Zeitungen regelmäßig durchsieht, der, nebenbei bemerkt, für den Volkstümmer und Soziologen viel Bemerkenswertes enthält, der wird nicht selten auf die Nachricht stoßen, daß in R. und Z. und anderen Orten die Hochdruckwasserleitung versage. Wir sehen also, es gibt trotz der Hochdruckwasserleitungen immer noch Ortschaften, die an Wassermangel leiden. Ihre Zahl ist größer, als man denkt, denn nicht jede Wassernot findet auch ihren Weg in die Zeitung. Bei dem Bau dieser Wasserleitungen ist die Quellenfrage nicht sorgfältig genug bearbeitet worden. Vielleicht sind es gar keine richtigen Quellen, die man gefaßt hat, vielleicht ist es nur sogenanntes Tagwasser, das nach kurzer Trockenheit versiegt.

Und wie steht nun das arme Dorf da? Ein großer Teil des Tages, der den notwendigen Feldarbeiten gewidmet sein müßte, muß auf die Herbeischaffung des Wassers verwandt werden. Wie sieht es aber bei einem ausbrechenden Brand erst aus? Mit den Händen im Schoße könnte man dem Feuer zusehen, wenn nicht etwa ein fließendes Gewässer in der Nähe die Möglichkeit des Löschens böte. Vor allen Dingen sollten also die Gemeinden vor Anlage einer Hochdruckwasserleitung die Quellenverhältnisse viel sorgfältiger behandeln, als das bisher vielfach geschieht, damit nicht das Gespenst der Wassernot sich im Sommer regelmäßig einstellt. Es ist ja wohl diese Mahnung leichter ausgesprochen als befolgt; denn in den meisten Fällen ist die Beschaffung von guten Quellen eine Geldfrage, aber man sollte doch lieber ein 10 bis 15 Mark höheres Wassergeld im Jahr zahlen, als daß man in der trockenen Zeit mehrere Stunden des Tages auf die Beschaffung von Wasser für Menschen und Vieh verwenden muß, von der gesundheitlichen Seite dieser Sache ganz abzusehen.

Man sollte meinen, in gesundheitlicher Beziehung müßte an dem Hochdruckleitungswasser nichts auszufagen sein, es müßte vollständig die Bedingungen erfüllen, die man an ein gutes Trinkwasser stellen muß. Wenn nun hier behauptet wird, daß dem nicht in allen Fällen so ist, da darf auch eine Begründung dieser Behauptung nicht fehlen. Ich kenne Wasserleitungen, die bei einer 14 tägigen Trockenheit im Sommer in der Wasserpendung stark zurückgehen und wieder recht freigiebig werden, wenn einige Tage Regenwetter eintritt. Diese Erscheinung hat seinen Grund darin, daß diese Quellen gar keine richtigen Quellen sind, es sind Wasseradern, die ziemlich oberflächlich liegen oder gar durch Drainagen gespeist werden. Und das Wasser, das sie liefern? Ich habe einmal solches Wasser, das schon ganz unappetitlich ausah, in einer Flasche kurze Zeit aufbewahrt. Als dann der Pfropfen entfernt wurde, roch die Flüssigkeit nach faulen Eiern und farbte sich schwärzlich. Es hatte sich Schwefelwasserstoffgas entwickelt. Das war der deutlichste Beweis dafür, daß in dem Wasser organische Stoffe enthalten waren, die es auf dem Wege durch die Erde zur Quellsfassung aufgenommen hatte. Diese lag im Felde. Man darf deshalb ruhig vermuten, daß Mistjauche, die Auslaugungen des Düngers und dergleichen Stoffe ihren Weg ins Trinkwasser der Leitung gefunden hatten. Das Wasser war vor Anlage der Leitung amtlich untersucht und als einwandfrei befunden worden. So mag es wohl zur Zeit der Untersuchung auch gewesen sein. Bei einer anderen Leitung kamen zuweilen lange Fadenzwürmer aus den Zapfstranen, so daß die Leute diese mit Sieben versehen, um nicht den eklen Anblick der Würmer zu haben, obgleich an der Sache selbst dadurch nichts gebessert wurde. Es ist kein Wunder, wenn im Wasser solcher Leitungen, in das organische Stoffe gelangen, tierische Wesen aller Art Zutritt bekommen und groß werden können.

Bei manchen Leitungen fehlt es auch an der nötigen örtlichen Beaufsichtigung und der sorgfältigen Unterhaltung. Dafür ein Beispiel. In der Sommerzeit vor einigen Jahren kam ich bei einem Spaziergang durch die Gemarkung eines größeren Wester-

waldorfes auch an eine Quellsfassung der dörflichen Hochdruckwasserleitung. Der eiserne Dedel war nicht geschlossen, weil die Verschlussvorrichtung abgebrochen war. Als ich auf dem Rückweg wieder vorbeikam, hatten einige Knaben den Dedel abgehoben und warfen Steinchen und Hölzchen in die Öffnung. Nach zwei Jahren kam ich zufällig wieder an die Quelle, der Dedel war los; nicht wieder, sondern immer noch, wie ich durch Nachfragen feststellen konnte. Ich hob nun selbst einmal den Dedel ab, und was sah ich? Eine tote Maus lag im Wasser, das einer Gemeinde als Trinkwasser dienen sollte. — Schlecht bestellt ist es manchmal auch mit der notwendigen Reinigung der Quellsfassungen, der Hochbehälter und des Rohrnetzes, und doch siedelt sich dort im Laufe einiger Monate manches an, das zwar gewöhnlich nicht gerade gesundheitsschädlich, aber doch unappetitlich ist.

Wenn ich hier Klage über die ländliche Wasserversorgung geführt habe, so bin ich weit davon entfernt, diese Klagen zu verallgemeinern. Ich bin mir wohl bewußt, daß im allgemeinen die Wasserversorgung zu Klagen keinen Anlaß gibt, aber um der nicht geringen Minderheit willen, für welche die Klagen berechtigt sind, sollte die gesundheitspolizeiliche Aufsicht den Wasserwerken gegenüber viel genauer und strenger sein, als sie heute ist. Es wird heute so viel revidiert, auch in Sachen, wo es weniger notwendig ist. Warum nicht auch auf dem Gebiet der Wasserversorgung, die doch so große Bedeutung hat?

Auch die finanzielle Seite der Wasserversorgung, d, h. die Verteilung der Kosten auf die Wasserverbraucher gibt nicht selten zu Klagen Veranlassung. Das Richtige wäre es ja, wenn, wie das in den größeren Städten der Fall, Wassermesser eingebaut würden und das Wassergeld nach dem Wasserverbrauch festgesetzt werden könnte. Gewöhnlich sieht man der Kosten wegen von den Wassermessern ab und sucht sich anders zu helfen. Man setzt zuweilen das Wassergeld gleichmäßig fest. Das ist aber die ungerechteste Berechnungsart, die überhaupt möglich ist. Man denke: eine einzelne weibliche Person z. B., die einen eigenen Hausstand führt und sich recht kümmerlich durchs Leben schlägt, muß genau so viel Wassergeld zahlen als der größte Bauer im Dorf, der über ein Haus voll Menschen und über einen Stall voll Vieh verfügt. Schreit ein solches Verfahren nicht zum Himmel? Man sollte es nicht für möglich halten, daß die Aufsichtsbehörde eine solche Festsetzung gutheißen würde. Aber sie tut es, ich könnte mit Beispielen aufwarten. Weit gerechter ist die Festsetzung des zu zahlenden Wassergeldes in anderen Gemeinden. Dort wird die Hälfte des aufzubringenden Betrages von den Haushaltungen gleichmäßig getragen, während die andere Hälfte auf das Vieh ausgeschlagen wird. Eine gerechte Festsetzung des Wasserzinses läßt sich auch noch in verschiedener anderer Weise vornehmen. Möchten doch jene Gemeindebehörden die geschilberte ungerechte Berechnung des Wassergeldes fallen lassen und eine gerechtere einführen, die auch der kleinen Leute gedenkt und dem Wasserverbrauch angepaßt ist. S.

Umschau.

* Aus der Imkerpraxis. Für den wenig gelübten Bienenzüchter ist das Entnehmen der Honigwaben aus dem Stode eine der schwierigsten Aufgaben. Bei dem Abkehren der Waben von den Waben werden viele zerdrückt, während andere auf den Boden fallen und zertreten werden. Das Bienenvolk gebärdet sich dabei so aufgeregt, daß man sich vor den wütenden Anfällen kaum zu retten vermag. Ganz besonders ist dies der Fall, wenn man die Waben in den offenen Stod kehrt und die entnommenen Waben durch geschleuderte, also mit Honig beschmierte ersetzt. Die Freuden der Honiggewinnung werden dadurch wesentlich beeinträchtigt. Die Deutsche Forst-Zeitung schlägt nun ein praktisches Verfahren bei der Entnahme von Honigwaben vor: um den Bienenverlust zu vermeiden, bedient man sich eines Abkehrbrettes, auf welchem man die abgekehrten Waben wieder in den Stod zurückgeleitet. Ferner soll das Abkehren nicht bei ganz geöffnetem Stod geschehen, sondern so, daß die Waben unter dem Fenster einziehen müssen. Man entnimmt also zunächst dem Brutraum die schleuderbaren Honigwaben, worauf das Fenster geschlossen wird. Ebenso verfährt man dann beim Honigraum. Hierauf öffnet man den Schieber unter dem Fenster, bringt das Abkehrblech, das auch durch ein Brett ersetzt werden kann, an und stößt die Waben mit einem kurzen Ruck daraus; die Waben, die etwa noch auf der Wabe haften bleiben, kehrt man mit einer Feder ab. Bei diesem Verfahren gehen die wenigsten Waben zugrunde, und der Imker bekommt auch verhältnismäßig wenige Stiche ab, was zur Erhöhung der Freude bei der Honigentnahme sicherlich beiträgt.